

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 67.

Dienstag, 17. März.

1931.

Die vertauschte Lotosblume / Roman von Erica Grupe-Lörcher.

(16. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Ohne besondere Mühe fand er das Haus des Dichters, obgleich weder an der Gartentür noch am Hauseingang der Name des Inhabers stand. Alles deutete auf Wohlhabenheit und Stilgefühl des Besitzers. Ein sehr spanisch aussehender Diener öffnete mit Höflichkeit und einem selbstverständlich guten Benehmen und meldete: der Herr werde bereits erwartet, er möge die Güte haben, einzutreten.

Es war ein kühler, etwas trüber März morgen. So wirkte das mittelgroße Gemach noch ernster und würdiger durch die großen, schweren schwarzgebeizten Eichenmöbel in reichster Schnitzerei, wie man sie seit dem Mittelalter, seit den Tagen Philipps II., in den wohlhabenden spanischen Häusern liebt. Majan streckte ihm mit natürlicher Herzlichkeit beide Hände entgegen und bat ihn, Platz zu nehmen. Heute, wo Hanfried sie zum erstenmal bei Tageslicht sah, bemerkte er, daß ihr Hauttintendünkel wirklich brünetter war, als der anderer Frauen und als es bei abendlicher Beleuchtung schien. Der dunkle, im Nacken weich geschlungene sehr große Haarknoten gab ihrem Kopf eine gute Linie und ließ die im Grunde etwas breiten Backenknochen mehr zurücktreten. Der Dichter war mit der ganzen selbstverständlichen, wie angegossenen Eleganz eines spanischen Caballeros gekleidet, dem ein Pariser Schneider erster Qualität die rechte Schlußnote aufsetzte. Man sah Don Ramon, nach übernommener Gewohnheit eleganter Pariser, sehr oft mit dem schwarzen Seidenzylinder. Heute aber hielt er — um unauffälliger zu wirken — einen breitrandigen weichen Filz in der Hand, der vortrefflich zu dem hechtgrauen Promenadenanzug und dem in die Taille geschnittenen hellgrauen Überzieher harmonierte.

„Entschuldige, meine Liebe“, meinte Ramon nach der Begrüßung des Gastes zu Majan, „wenn ich dir den Senor jetzt bald wieder entführe. Aber jetzt ist die beste Stunde, um diesen Weg zu unternehmen. Ich hoffe, wir sind zum zweiten Frühstück zurück.“

Sie bestiegen draußen die elegante Limousine des Dichters. Majan hatte ihm noch heute nacht in großen Zügen die Affäre von Feliza erzählt, so daß Don Ramon jetzt im Bilde war.

„Die Angelegenheit ist mir vollkommen unbegreiflich, unverständlich“, meinte er. „Wäre Feliza ein Mann, so würde ich ein politisches Komplott dahinter vermuten. Wir sind ja jetzt in Spanien so weit, daß jeder so ziemlich ins Blaue hinein und auf eine einfache Denunziation hin, politisch verhaftet werden kann! Ach, mein schönes, teures Spanien!“

Er sah gedankenvoll aus dem Fenster.

Man war inzwischen in einen entlegenen Vorort gekommen. Das Auto hielt. Ein Wink von Don Ramon bedeutete Hanfried, auszusteigen. Nach einigen Schritten gelangten sie an ein hohes Holztor, das eine gleich hohe Holzplanke abschloß. Sie traten ein.

Das unscheinbare, nicht gut in Stand gehaltene Häuschen schien vereinsamt. Man hörte keinen Laut und sah keinen Menschen. Sie wünschten, möglichst ungesehen bis zur Garage zu kommen. Wirklich sahen sie jetzt an der Rückseite des Hauses einen Chevrolet stehen!

Scheinbar war das Anwesen nicht auf ein Auto eingerichtet, denn als Garage wirkte hier ein Dach, das man vom Hause zu einem nahen Schuppen hinübergeschlagen hatte.

Aus der Tür an der Rückseite des Hauses trat jetzt ein jüngerer Mann. Hanfried forschte scharf in seinen Zügen. Er erkannte den einstigen Klassengenossen. Das unendlich gutmütige, nicht bedeutende, aber behaglich-zufriedene Gesicht des Charles Burger hatte sich in seinen Grundlinien nicht geändert.

Sofort ging Hanfried auf ihn zu und fragte ihn auf deutsch: „Du bist der Eugen Burger aus Strassburg, gelt?“

Der andere stutzte, zeigte jedoch nicht die geringste Unruhe oder Betroffenheit, sondern antwortete: „Ja, der bin ich. Mit Verlaub, was wünschen Sie von mir?“

„Gelt, du kennst mich nicht wieder? Ich bin der Hanfried Dollen, mit dem du auf der Schulbank gegessen hast.“

Ein sekundenlanges Forschen des Essäfers in Hanfrieds Zügen. Dann glitt eine unverkennbare Freude über sein Gesicht. Der Hanfried! Was für eine surprise! Und was ihn denn hierher führe?

Jetzt zog Hanfried einen Brief heraus, den das Altbüro aus Strassburg an Eugen Burger richtete und in dem er in großen Zügen die Affäre klar legte.

Der junge Chauffeur war wie vor den Kopf geschlagen. In seiner gradlinigen Art hatte er sich bis jetzt keinerlei Gedanken über seine neuen Herren gemacht, noch Argwohn befaßt.

„Ist die Dame hier in diesem Haus? Die Dame, die ihr aus Baden-Baden entführt habt?“, drängte dann Hanfried leise.

Die Dame? O bewahre! Die hatte ja Charles Burger auf Befehl des einen Herrn, — den er für den Gatten der jungen Frau gehalten, — vor einigen Tagen in ein Sanatorium am Abhang der elsässischen Vogesen gebracht!

Hanfried entfuhr ein Ausruf mühsam unterdrückter Wut. Feliza in einem Sanatorium?

Der Charles sollte den ganzen Hergang in den Hauptzügen erzählen, forderte er nun, nachdem er bei dem daneben stehenden Don Ramon in einigen Sätzen den Dolmetscher gemacht.

Nachdem Charles alles berichtet, was er selbst erlebt und auf die Befehle der Herren ahnungslos ausgeführt, warf Hanfried leise die Frage dazwischen: ob man im Hause drinnen sie nicht sprechen höre und auf sie aufmerksam würde?

Worauf Charles Burger erklärte: O nein, beide Herren seien zurzeit wieder verreist. Sie seien überhaupt sehr oft von Paris abwesend. Oft benützten sie die Eisenbahn. Sehr oft aber müsse er sie im Auto im Lande umherfahren. Jetzt wisse er bestimmt, daß es Spanier seien, denn sie sprächen unter sich spanisch, und ihre Fahrten gingen fast immer südwärts, an die spanisch-französischen Grenzorte, sowohl nach Barcelona zu, wie auch westwärts an der andern Seite der Pyrenäen.

Hanfried überlegte Sekundenlang. Ob denn die Dame noch immer im Sanatorium sei? Das bezweifelte der Chauffeur nicht. Er hatte seither nie mehr etwas von der Dame gesehen noch von ihr reden hören, so viel er von ihren Reden verstand. Sie schien ihm damals erholungsbedürftig zu sein, und so hatte er sich nicht die geringsten Gedanken darüber gemacht.

In der etwas schwerfälligen alemannischen Art des Charles Burger hatte sich jetzt allmählich eine große But hochgearbeitet. Er war in der Schule intellektuell ein schlechter Schüler, aber immer ein grundheiliger und bei seinen Lehrern nicht unbeliebter Kerl gewesen. Er war, wie man so sagte, „kein großes Licht“, aber er war immer seinen geraden Weg gegangen. Jetzt erhobte ihn die infame Entführungsgeschichte einer Unschuldigen derart, daß er erklärte: sogleich den Dienst bei diesen Schurken verlassen zu wollen.

Aber Hanfried bedeutete ihm, daß er der Aufrollung der Sache einen viel größeren Dienst erwiese, wenn er vorläufig hier im Dienst bliebe, sich völlig nichtsahnend stelle, Hanfried aber geheime Mitteilung mache, wenn die Herren hier in ihrem Hause auftauchten. Das versprach Charles Burger.

Noch ganz benommen von allen diesen Erfahrungen bestieg Hanfried dann mit Don Ramon wieder das Auto.

Hanfried überlegte. Er wollte Luitgard am andern Tage diese Ergebnisse berichten, wenn sie von ihrer Exkursion nach Versailles zurückgekehrt war. Sie selbst würde durch ihre beruflichen Aufträge hier doch unförmlich zu einer Rückreise sein. Deswegen beschloß er, gleich übermorgen Paris wieder zu verlassen und in die Vogesen, ins Elsaß, zurückzufahren. Er konnte sich die Lage des Sanatoriums in Erweiler gut vorstellen, da er mit seinen Eltern einst wiederholt Ausflüge in die Gegend des St. Odilienberges unternommen. Ja, vielleicht war es das Kassamste, wenn gerade er, als der äußerlich am Uninteressiertesten, sich im Sanatorium nach Feliza erkundigte?

„Wer diese beiden Schurken wohl eigentlich sind?“, fragte er zuletzt aus seinen Gedanken heraus den Dichter.

„Sagten Sie nicht, der Chauffeur habe geschrieben, bei einem „Monsieur Jauregui“ in Dienst zu sein? Ich vermute, daß diese beiden Burschen, — deren Beweggründe man ja noch nicht entschleiern konnte — gar nicht so heißen, sondern hier absichtlich einen angenommenen Namen in Paris führen. Das ist die Art und Weise dieser Sorte. Vielleicht, ja, wahrscheinlich sogar, sind diese beiden Kerle, — weil sie immer wieder südwärts zur französisch-spanischen Grenze und zurück nach Paris fahren, politische Spione!“

Hanfried sann über diesen Argwohn nach. „Aber was sollte diese junge Frau, die ihr Leben so zurückhaltend bis jetzt in Sevilla führte, mit einem politischen Komplott zu tun haben, Don Ramon?“

Er zuckte mit der unnachahmlichen graziösen Lässigkeit des Südländers seine Achseln! „Ich weiß es nicht. Aber seitdem man mich ständig umlauert, verfolgt — auch hier, und nicht genug damit, daß man mich aus meinem Heimatlande verbannte, — ziehe ich nur zu gern diese Konsequenzen aus solchen, vorläufig rätselhaften Fällen! Leider hatte ich bis jetzt nur zu oft recht — —!“

Zwischen Hanfried und Luitgard schwang die verhängnisvolle Kette von sich folgenden gegenseitigen Mißverständnissen, geboren aus ungünstigen Zufällen, unvorhergesehenen, widerstreitenden Ereignissen, wie sie der ewig wache, tastende Argwohn und die Eifersucht zwischen zwei Liebenden gestaltet.

Sie hatten sich im Grunde sehr lieb. Sie schätzten sich innerlich gegenseitig in heimlicher Bewunderung, aber keiner wagte es, dem andern die Wahrheit über seine Zuneigung zu gestehen.

Don Ramon lud Luitgard und Hanfried zu einer Tagesfahrt nach Versailles ein, Majan war mit von der Partie und im Wagen Don Ramons fuhr man hin-

aus. Unterwegs wurde in der Unterhaltung das Schicksal von Feliza mit größter Gründlichkeit und Erwägung aller Möglichkeiten erörtert. Luitgard horchte mit besonderer Spannung auf die Ansichten von Hanfried. Er war vorgestern hergekommen, um hier die Spur des elässischen Chauffeurs nach seiner Grufkarte aufzunehmen. Morgen wollte Hanfried bereits Paris wieder verlassen, um im Sanatorium am Abhange der Vogesen Nachforschungen nach Feliza anzustellen.

Tag all diesem so tatkräftigen Interesse von Hanfried um Feliza nicht vielleicht eine bei Hanfried beginnende Neigung zu der jungen Frau zu Grunde?

Bei ihm aber war diese Reise nach Paris die Freude, Luitgard so schnell schon wiedersehen zu können, und der Wunsch, ihr durch energische Mithilfe bei der Suche der verschwundenen Freundin zu gefallen und Luitgard noch näher zu kommen.

Auf dem Ballabend im Kurhause neulich war Luitgard durch Don Flavian lange Zeit in Anspruch genommen gewesen. Sie hatte in den oberen Sälen mit ihm getanzt, hatte drunten im Zwischenkabinett der beiden Festäle mit ihm längere Zeit geplaudert und seine Erlebnisse angehört. So besaß sie keine Übersicht, wie lange und wie viel sich Hanfried inzwischen mit der jungen Witwe befaßt. Besonders da Luitgard es für ihre Pflicht gehalten, Hanfried von der stillen Zuneigung zu sagen, die Feliza schon in Sevilla damals vor Jahr und Tag zu Hanfried gefaßt — — und die sie vielleicht letzten Endes vor ihrer zweiten Ehe aus Sevilla fort und nach Baden-Baden trieb!

Warum sollte Hanfried nicht ihrem Fingerzeig nachgehen, Feliza mit wachen Augen betrachten, und sie, Luitgard, wurde bei diesen Gedanken schweigsamer und traurig. Auch Majan war heute ziemlich still. Die frühe Probe hatte sie angestrengt. Seit ihrem Gastspiel im kalten Berlin tränkete sie. Doch sie hielt sich um des Geliebten willen in Zwang.

Mit ihrem neuen weiblichen Gefühl empfand Majan, daß Hanfried immer stiller, immer zerstreuter wurde. Bisher war es bei diesem Ausflug zu Biecen unmöglich gewesen, ihn mit Luitgard ein Weilschen unter vier Augen zu lassen. Erst in Klein-Trianon ergriff Majan die Gelegenheit und schleifte Ramon auch zu der kleinen Milchwirtschaft und dem Hamern hinüber, wo die Königin Marie Antoinette zu tändelndem Spiel sich ein Bild der Landwirtschaft, als Gegenstück zu dem steifen Brunk der höfischen Feste im Hauptstosse, geschaffen.

„Sonderbar! In diesem grauenhaften langen Winter schien in der Natur, in den Bäumen, jedes Leben erstorben, vereist zu sein. Und jetzt drängt sich der Frühling doch wieder allerorten hervor. Man sollte auch im Leben, in den mutlosten, trübsen, aussichtslosten Tagen nicht die Hoffnung aufgeben — wenn die Zeit kommt —“

„Ja, wenn die Zeit kommt! Aber — wann kommt die Zeit?“ Hanfried fühlte, wie die schwerblütige Art, die er unter der heiteren Tropensonne abgelegt, in Deutschlands wirtschaftlicher Misere jetzt wieder in ihm hochkroch.

(Fortsetzung folgt.)

Aphorismen.

Von F. P. Dunbar v. Kaldreuth.

Man hat, was einem fehlt, und liebt doch oft seine eigenen Fehler.

Nichts auf der Welt scheidet schneller und gründlicher Menschen als der Umstand, ob sie glücklich oder unglücklich sind.

Es gibt Menschen, die trotz aller Aufforderungen niemals die Wahrheit zu hören bekommen.

Wahrheit und Pflicht sind beide hart und beide stets haben.

Blicke in eine andere Welt.

Von Max Geisler.

Die Terrasse des Hauses liegt dreißig Meter über dem Spiegel des Mittelmeeres. Darunter fällt der Hang steil in die Flut. Sie ist heute so glatt. Man sieht die Fische darin pfeilen. An der Barre dort hängt außen ein Treppchen mit vier Stufen. Ein Fischer in dieser Barre dreht das Rad einer Luftpumpe; ein anderer hält mit der Rechten den Schlauch, mit der Linken eine Leine . . . beide führen ins Wasser. Meine Besucher wissen nicht, was es mit den Schiffen im kleinen Schiffe für eine Verwandtnis hat. „Da . . . da! Auf dem Grunde des Meeres schreitet ja einer daher . . . grau, gespenstisch, langsam, bückt sich, sammelt etwas in den Korb an seinem linken Arm!“ . . . Natürlich geht er langsam. Sein Anzug wiegt im Freilicht neunzig Pfund! Für den, der von dem Bilde des Wanderers da unten im Wasser übertrifft wird, ist es ganz einmalig, machtvoll, wahrhaft ein Blick in eine andere Welt. Aber nicht irgend ein Meerestier wandert dort in der Tiefe, nein, nein, ein Taucher, der die großen Stacheln aus dem Sande hebt, deren Schalen die Händler dann bemalt an die Reisenden verkaufen. Das Rauscheltier ist nicht sehr schmacht, aber manchmal trägt es eine Perle von minderm Wert.

Jules Verne hat auch den „Nautilus“ geschrieben. Was dort für ihn Spiel der Phantasie war, ist heute längst unbekannte Wirklichkeit geworden. Und es wird die Zeit kommen, in der die Menschen in den Gärten auf dem Meeresgrunde spazieren gehen. Findige Köpfe pachten dann vielleicht da unten ein Gebiet, um nach Schätzen zu suchen; denn es gibt dort Diamanten und Perlen. Heute ist das Zukunftsmusik; weil man mit der üblichen Taucherausrüstung höchstens in Tiefen von 60 Meter gehen kann, um die Gesichte jener anderen Welt zu haben. Ist der Tauchapparat ganz aus Metall, gehts damit tiefer hinab. Aber die nach uns kommen, werden das belächeln — wie wir etwa das Tranllämpchen unserer Urgröfmütter.

Heute haben nur die Taucher in jener Welt des grünmetallischen Lichts zu tun. Im Bosse, je mehr es binneländisch wohnt, hat man nicht einmal eine Vorstellung von ihrem Leben und ihren Aufgaben. Diese letzteren umfassen Bau- und darüber hinaus Hebungs- und Rettungsarbeiten. Bauarbeiten, wie sie in Häfen erforderlich sind. Dazu braucht es eine sorgfältige Erforschung des Seegrundes, Prüfung der Grundmauern und Untersuchung des Bauwerks in seiner Entwicklung. Daneben gibt's noch Herstellungsarbeiten an untermeerischen Bauten, die von der Flut zerstört sind. Oder auch an Schiffen, die am Kiel Havarie hatten und ausgebessert werden können, ohne daß man sie auf Docks legen braucht. Zu dieser Art Taucheraufgaben gehören auch die Vorbereitungen zur Hebung eines Brads. Oder — erweist sich diese unmöglich — die Vergung von Schiffsladung, soweit sie noch brauchbar ist. Andere, leider nicht seltene Pflichten, warten bei Schiffbrüchen oder sonstigen Unfällen. Man denke an Unterseeboote, die wegen eines Maschinendefekts oder Zusammenstoßes am Aufsteigen verhindert sind. Dann müssen Taucher herbei, die sich häufig bis zu Tiefen hinab lassen, in denen der Druck lebensgefährlich wird. In Brads finden sich oft Leichname, deren Vergung grauenhaft ist, denn sie liegen nicht still, sondern schaukeln durch Rabinen und Gänge. Ein erschütterndes Schauspiel, dessen Schrecken durch das gespenstische Licht der Tiefe erhöht werden.

Wer — tauchend — Erlebnisse solcher Art gehabt hat, der empfing dabei Eindrücke von unendlich größerer Macht als etwa bei einer Reise im Flugzeug. Dies befreite Dahinlaufen im Raum ist ein Rausch des Lebens; aber jenes stille Gleiten in Untersee bedeutet die zauberische Illusion des Todes. Keiner ist enttäuscht von dort ins Licht der Oberwelt zurückgekehrt.

Weitet man von der unteren Stufe als Taucher von der kleinen Bootstreppe, dann verschwindet diese Welt. Man hat neue Grenzen des Raumes überschritten und atmet zunächst ein wenig schwer, atmet Luft von verändertem Geruch und Geschmack; denn sie ist von Dämpfen des Nymusdils geschwängert, das die Klappen der Pumpe schmiert. Aber das verkliert sich. Ein grünmetallisches Licht ist überall; man hält es für undurchsichtig. Täuschung! Denn sobald ein Gegenstand in Sichtweite erscheint, wirkt er vergrößert und oft schärfer in allen Einzelheiten — je nach dem Spiele der Strahlen, die von obenher in die Flut fallen. Man hört auch die Stimme eines zweiten Tauchers. Sie ist ganz nahe und klingt doch fern, wie aus dem Grabe. Das läßt sich schwer vorstellen. So in der Tiefe . . . Und hören? So fest eingeschlossen in den Helm aus Bronze! Und dann wandelt man weich, befreit, in schier unwirklichem Schweben, und hält sich im Gleichgewicht mit dem leichten Bogen der Wasser. Das Licht vermindert sich nach und nach. Die Fische streifen den Grund, werden sicherer im glatten Schlamm . . .

Draußen vor der Felsenmaße ist ein Schoner gejunten. Die Spitzen der Masten ragen bei ganz stiller See noch heraus. Das Brad wird erreicht. Bruchstücke von Eisen, rostig, wirt, liegen herum. Nachbords ist das Schiff zeripelt, das Steuertrab in Stücken

Laue, Masten, Gitter, Reys sind von Algen umweht und mit Schichten von Weichtieren bedeckt. . . Gesichte des Todes, unbeschreiblich und unwirklich in diesem magisch grünem Lichte, das von einer riesenhaften Grablampe ausgehen scheint. Der Mensch, der je die Schwelle zu dieser Welt überschritt, kennt in der Folge keine Furcht vor dem Geheimnisse des Todes.

Abenteuer gibt's da unten wohl auch. Aber sie sind seltener, als man glaubt. Taucher erzählen kaum davon. Diese Männer sind karg im Wort. Aber hin und wieder gelingt's, einen zum Reden zu bringen. So erfuhr ich, wie mein Freund Chiesi „debatitierte“. Dabei ist er in die Benna gekommen. Benna? „Run ja“, sagte er, „das ist eine Art Riesentiste von Eisen, die durch einen Kran auf den Grund des Meeres gelassen wird, zwei mächtige Eisenarme hat und damit umklammert, was vom Meeresgrund heraufzubringen ist. Run hatte man im letzten Kriegsjahr den englischen Dampfer „Antäus“ vor dem Hafen von Marseille torpediert, er war gesunken und lag in einer Tiefe von 25 Metern. Im Jahre 1921 wollte man wenigstens die Kohle haben, die der Dampfer in den Lästäumen hatte. Ich stieg hinab. Und weil die Benna, die vorn nachbords arbeitete, nicht biß, sollte ich die Ursache finden. Man sah nichts da unten im Laderaum. Mit der Signalleine forderte ich die Mechaniker des Brädenschiffs auf, die Kette nachzulassen. Plötzlich hob sich die Benna, begann just in dem Augenblick, in dem ich dort kniete und tastend festzustellen versuchte, ob zwischen den Kohlen ein Gegenstand wäre, der die Benna verhinderte, regelrecht zu arbeiten. Ja . . . gerade da faßte die eiserne Hand zu, etwa 25 Zentner Kohlen umklammerte sie und mich, der ich mitten darin hockte. Das hätte sich wohl ertragen lassen! Aber die Jangen der Benna hatten den Luftschlauch gepackt und drückten ihn zu. Ich fühlte, halb zerquetscht, wie ich nach oben fuhr und dachte: Na, mit der Luft zum Atmen, da ließe sich vielleicht haushalten, aber dann . . . wenn sich die eiserne Riesenhand öffnet, um die 25 Zentner Kohle über dem Brädenschiff auszustülpen, dann werde ich von dem Sturz der Kohlenklüde zerquetscht werden! Und doch war es nicht mein Ende, wie man sieht. Die Männer an der Pumpe hatten gemerkt, daß der Gang der Luft stockte. Vielleicht begrißen sie, was geschehen war, jedenfalls taten sie als die Benna aus der Flut tauchte und man einen meiner Arme herabhängen sah. Man grub mich aus, und meine Frau brachte der Madonna vom Monte Nero eine große Kerze. Die hatte sie sich redlich verdient. Ich war Vater von sieben Kindern.“

Die „Mordkommission“.

Skizze von Gerhard Wilhelm.

„Sie haben also die Aufgabe, noch einmal durch die Betriebsabteilung B 2 zu gehen und mir weitere fünfzehn Mann in Vorschlag zu bringen. Die Gesichtspunkte kennen Sie ja, nach denen Sie Ihre Auswahl zu treffen haben.“ Damit entließ der Direktor die „Mordkommission“, wie man in den Betrieben mit bitterem Sarkasmus die Abbaufunktion nannte.

Die drei Herren begaben sich auf den Weg. Ein Lehrling sah sie auf die Werkhalle der Abteilung B 2 zutommen und schrie es gleich dem ersten Mann zu, der gab es mit einem Fluch weiter: „Die Mordkommission!“ Das Wort lief die Maschinengasse hinab, sprang auf die nächste, die dritte und vierte über: „Die Mordkommission!“ Als die drei Herren die Halle betraten wußten es schon alle. Tief beugten sie sich über ihre Arbeit.

Die Kommission begann ihre Rinde. Sie schritt von Arbeitsplatz zu Arbeitsplatz, betrachtete hier ein Werkstück, beobachtete dort aufmerksam die Handgriffe des Arbeiters, den Zustand des Werkzeugs, stellte Fragen, tauschte untereinander Blide. Die Rienen der Herren waren undurchdringlich, nur zuweilen, wenn sie an einem Platz besonders lange verharren, besonders eingehende Fragen gestellt, blickten sie den Prüfling mit erzwungener Heiterkeit an, ihr Lächeln schien sagen zu wollen: Nur Kopf hoch, armer Kerl! Sieh uns nicht so fürchtbar an, wir können ja nicht anders!

Jan Peters stand in der letzten Gasse. Als die Nachricht, die Mordkommission sei in Sicht, zu ihm hinüber flog, war er erblickt. Als sie das letzte Mal durch die Werkstatte gegangen, hatte sie ihn sehr eingehend ausgefragt. Wie lange er beim Werke beschäftigt sei? 38 Jahre. Ob er noch schulpflichtige Kinder habe? Nein, das nicht, aber . . . Schon gut; wie alt er sei? 53. Da blickten sich die drei an und gingen weiter. Er bekam den blauen Brief nicht. Aber diesmal — er hatte Angst, lähmende Angst. Links neben ihm der Bit, 28 Jahre alt, wie der keine Muskein spielen ließ und der Mordkommission übermütig entgegen lachte! Ja, den würde es nicht treffen, das war gewiß. Und der Bill rechts neben ihm, 22 erst, aber der Fleißigste und Tüchtigste, dem kein Stüd mißriet — auch der brauchte nichts zu fürchten. Gewiß, auch er, Jan, wurde noch mit seiner Arbeit fertig, doch er war eben ein alter Mann, er hielt sich nicht dafür, aber heute gehörte man mit 53 zum alten Eisen.

Wie aber sollte das werden! Sein Junge studierte noch, in zwei Jahren sollte er sein Examen machen. Und die Elie wollte

im Frühjahr heiraten. Und das Häuschen, das er sich von seinem jungen Lohn erspart und auf das er jetzt für das Studium des Jangens eine Hypothek genommen — wie sollte er noch die Zinsen zahlen, geschweige die Schuld jemals abtragen können! Sie würden wieder ausziehen müssen, in irgendeine der feindlichen, kalten Wästelkammern, in denen sie vor vielen Jahren den Aufbau ihres bescheidenen Glücks begonnen. Wie sollte das alles werden!

Das Messingstück in seiner Drehbank wirkte unaussprechlich im Kreise. Hinter Jans Stirn begannen die Gedanken von heiserer Angst gepreßt, ebenso zu wirbeln. Von der benachbarten Maschinenhalle flogen Wortschreie zu ihm hinüber: „Wie alt sind Sie?“ Die Wortschreie schlugen sich in seine Stirn, er fühlte, wie sie sich brennend darin einge gruben. 53! War er denn schon so alt, unbrauchbar, nur noch wert, beiseite geworfen zu werden? Vor seinen Augen begannen die Dichtungen des kreisenden Messingbloßes auf und nieder zu tanzen, seine Hand, die das Werkzeug hielt und gegen den Bloß führte, zitterte — da klickte plötzlich ein scharfer Ton auf, irgendwo fiel ein Stück Stahl zu Boden.

Jan war erschrocken geworden. Mechanisch legte er das zerbrochene Werkzeug aus der Hand und setzte die Maschine still. Der Messingbloß stand. Da, wo das Werkzeug schon, dem Zirkel folgend, geformt hatte, klaffte eine tiefe Rinne häßlich aufgerissen, das Werkstück war verdorben!

Jan wußte, was jetzt kommen würde. Die Kommission war am Ende der vorletzten Gasse, gleich mußte sie in die seine treten.

„Der Jung, armes Mädel, liebes Häuschen, das unsere Heimat geworden. Jan fühlte sich müde, unendlich müde, er schloß die Augen und wartete auf das Todesurteil: abgebaut!

Da legten sich ihm plötzlich zwei kräftige Hände um die Hüften und schoben ihn sanft zur Seite. Er riß die Augen auf: Will war es. Der drängte ihn ruhig und schnell auf seinen — Will — Platz, vor die Drehbank, in der sich fast ein vollendetes Werkstück drehte, das seinen Namen verriet. Will drückte dem Alten, der von alledem nichts ahnte, ein Werkzeug in die Hand. „Du hast noch zu sorgen,“ sagte er. Und als im nächsten Augenblick die Kommission in die letzte Gasse trat, stand Will gelehntes Hauptes vor Jans verdorbenem Werkstück, das zerbrochene Werkzeug in der Hand.

Die Herren stellten keine Fragen an ihn, zwangen sich auch kein bedauerndes Nicken ab, sondern nickten einander knapp zu und maßten Will mit einem Blick, der sagen sollte: Solche Leute können wir nicht gebrauchen!

Bei Jan Peters verharrten sie kurz, von der Präzision des Werkstücks gefesselt; dann gingen sie, dem immer noch fassungslosen Alten einen wohlwollenden Blick zuwerfend, die Gasse weiter ...

Die Ameise als Gärtner.

Von G. J. Döhrner-Wien.

Aus glänzendem Himmel fällt ein kleines geflügeltes Insekt. Es ist ein Ameisenweibchen, eine Ameisenkönigin. Erschöpft, mit zitternden Flügeln sitzt sie da, wie um sich zu besinnen.

Es war ein herrlicher, sonndurchglähter Tag, den die geflügelten Ameisenprinzessinnen zu ihrem Hochzeitfluge benützt hatten. Voll Jubel und Jugendlust tummelten sie sich im warmen Äther, bis die Ermattung sie wieder zur Erde niederzwang.

Vorbei ist's nun mit Lust und Tanz; es beginnt die Pflicht. Bedächtig beugt die Königin sich die zarten Flügelschen fort und pustet sich fein säuberlich die letzten Stümpfchen ab. Sie bedarf ihrer ja nicht mehr. Ihr Leben gehört von jetzt an nur dem Dunkel im Schoße der Erde; nie wieder kehrt sie an das Licht zurück. Ihre Aufgabe ist es nun, ihrer Art zu dienen, indem sie möglichst viele Eier ablegt, um aus diesen das arbeitende Jungvolk zu erziehen, zur eifrigen Tätigkeit, zu unermüdlichem Schaffen, damit ein herrliches, stolzes Ameisenreich erstehen, dem sie als Königin gebietet.

Noch ist sie einsam, ganz auf sich allein angewiesen. Doch sie faßt nicht, an die Arbeit zu gehen. Eifrig gräbt sie sich in die lockere Erde ein, um den Eingang die ausgeworfene Erde wie einen Krater aufhäufend. Mühsam schafft sie Erdklümpchen auf Erdklümpchen, immer rückwärts heraustriehend, aus dem Erdschachte, den sie so eng anlegt, daß sie sich nicht einmal darin umbrehen kann. In geschäftiger Tiefe aber macht sie sich eine geräumige Höhle, oft 18 bis 20 Zentimeter weit: ihr erstes Brutnest, Wohn- und Kinderzimmer. Ist sie soweit, so wird zum Schutze des begonnenen Nestes der Eingang mit kleinen Erdklümpchen vollständig verschlossen, so daß sie sich selbst lebendig eingemauert hat. Sie bedarf der Außenwelt vorläufig nicht mehr.

Wohl vorbereitet liegt in ihrem Runde eine kleine, ein albes Millimeter messende Kugel. Locker zusammengepreßt aus Fäden eines kleinen Pilzes, gebleichten Blattresten und anderem Gemüll. Diese wird nun von der Königin ausge-

spielt und bildet die erste Grundlage für einen Pilzgarten. Es bildet sich eine weißliche bis graue lockere Masse, einem Schimmel-überzuge gleich, aus der bald die ersten Pilzköpfchen sprießen, die Kosttrakt der Ameisen.

Indessen legt die Königin einige Eierchen, denen Larven entschlüpfen. Sie werden von ihr mit andern zerbißenen Eiern gefüttert, wie auch sie selbst sich zunächst nur von solchen nährt.

Nach etwa 40 Tagen schlüpfen die ersten jungen Arbeiterinnen hervor, die sich nun von den indessen gereiften Pilzköpfchen nähren. Sie befreien sich zunächst aus dem Gefängnisse, indem sie den von der Königin vermauerten Eingang wieder freilegen, und holen nun von der Außenwelt frische Blätter und Blattreste herbei. Die Nestameisen zerbeißen und zerkrümeln diese und schaffen damit neuen Humus für die Pilzanlage, die sie mehr und mehr vergrößern. Die Anlage wird rein und sauber gehalten und mit flüssigen Exkrementen gedüngt. Geschlecht auf Geschlecht reift heran, und Höhle entsteht neben Höhle, in jeder ein neuer Pilzgarten, indem die Pilzfäden, das Mycelium, von einem in den andern Garten übertragen werden. Ja, selbst an die Oberfläche werden diese Gärten von den Ameisen verlegt und dort unter Büschen betreut wie unter der Erde. Und ist eine solche Pilzanlage etwa nicht mehr ergiebig genug, so wird sie fortgeräumt und eine Neu-Anlage geschaffen.

Treibt so, wie geschildert, die Atta-Ameise Südamerikas die Pilzgärtnerin für Ernährungsbedürfnisse, so züchtet auch z. B. die einheimische Holzameise an ihren Nestern eine Pilzart; doch scheint dies mehr zum Schutze der Wände ihres Hauses zu geschehen, da sie ihre Gänge nur in totem Holz gräbt.

Andere Ameisenarten wieder, die im Überschwemmungsgebiete des Amazonasstromes auf Bäumen leben, legen sich hängende Gärten von reich wuchernden Schlingpflanzen auf ihren Wohnbäumen an, indem sie die Samen solcher eifrig in ihren Bau tragen und die zarten Wurzeln der keimenden Samentlinge sorglich mit Erde umgeben. Mit fortschreitendem Wachstum schaffen sie ihnen immer mehr Humus herbei und pflegen sie so sorgsam, daß sie selbst zur Zeit der Dürre, wenn die anderen Schmarogerpflanzen der Bäume schon längst abgestorben sind, noch in schönsten Purpur prangen. Die Ameisen aber schützen diese Gärten um ihre lustigen Nester in den hohen Kronen der Bäume vor Wind und Wetter, vor nässendem Regen und sengender Sonne.

Die Ameise also ein Gärtner? — Ja, und noch viel mehr! Sie treibt auch Ackerbau, Viehzucht und Weinkelterei.

Notizen.

Von Max Haezel.

Wenn dir die anderen Leute nur halb so gut gefallen, wie du dir gefällst, wirst du in der besten aller Welten leben.

Sage einem Menschen, daß du einen anderen Menschen kennst, der ihm völlig gleicht, und du wirst ihm nichts Angenehmes sagen. Sage ihm, daß er dich an einen anderen Menschen auffallend erinnert, und du wirst ihm keine Freude machen. Denn jeder Mensch glaubt sich etwas ganz Einziges und will etwas ganz Einziges sein.

Wer das Leben anklagt, vertut Zeit. (Das Leben ist identisch mit „Schicksal“ oder „Gott“.)

Es gibt nur ein Mittel, die Welt vollkommener zu machen: sich selbst vollkommener zu machen.

Wenn die Menschen gut wären, verstünden sie zu loben. Wenn die Menschen zu leben verstünden, wären sie gut.

Wenn die Menschen nur endlich aufhören wollten, von Enttäuschungen zu sprechen. Enttäuschungen sind nur möglich, wo Täuschungen bestanden.

Unsere Erbärmlichkeit ist Erb-Armlichkeit. Das begründet und entschuldigt sie.

Es gibt Nullen, die durchaus für Ellipsen genommen werden wollen.

Wenn wir gestorben sind, drängen wir, Geister geworden, wieder ins Erdenleben zurück. Vermutlich deshalb, weil wir erst im Jenseits erkennen, wie schlecht und dumm wir es hingebacht haben.

Dummheit ist ansteckend, Weisheit unübertragbar.